

STEFANIE LOHAUS

Wie wir feministisch wurden und warum es nicht reicht

STÄRKER ALS WUT

suhrkamp nova

suhrkamp nova

Der Feminismus ist die erfolgreichste soziale Bewegung in der Geschichte. Dieses Buch betrachtet seine vielfältige Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aus deutscher Perspektive. Es setzt eine bedeutende, eine notwendige Wegmarke für alle, die sich dem Kampf um Freiheit und Gleichheit und Gerechtigkeit verschrieben haben, für alle, die fragen: Woher kommt, wohin geht der Feminismus? Was ist erreicht, was muss weiter erstritten werden?

Stefanie Lohaus, geboren 1978, ist Mitbegründerin und Mitherausgeberin des feministischen *Missy Magazine*. Seit 2022 ist sie Teil des



© Paula Winkler

Leitungsteams der Europäischen Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft (EAF Berlin), eines Forschungs- und Beratungsinstituts für mehr Frauen und Vielfalt in Verantwortungspositionen, und leitet in diesem Rahmen das gesellschaftliche Bündnis »Gemeinsam gegen Sexismus«. Sie schreibt regelmäßig für die Kolumne »Ionach8« auf ZEIT ONLINE und hat unter anderem für die FAZ, FAS und Vice Beiträge verfasst. Als Interviewpartnerin ist sie

regelmäßig im *Deutschlandfunk*, im WDR, bei »hart aber fair« oder der »3sat Kulturzeit« zu Gast.

**STEFANIE
LOHAUS**

**STÄRKER
ALS WUT**

Wie wir feministisch wurden
und warum es nicht reicht

Suhrkamp

Erste Auflage 2023

suhrkamp taschenbuch 5359

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Lübbeke, Naumann, Thoben, Köln

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47359-7

www.suhrkamp.de

STÄRKER ALS WUT

Inhalt

Die Wut und Wir 9

Ob Kinder oder keine, entscheiden wir alleine.

Die 80er 19

Lasst es glitzern, lasst es knallen – Sexismus in den Rücken fallen. *Die 90er* 59

Was kotzt uns so richtig an? Die Einteilung in Frau und Mann. *Die 2000er* 113

Nein heißt Nein – No means No, wer das sagt, der meint auch so. *Die 2010er* 161

Eure Kinder werden so wie wir, eure Kinder werden queer. *Die 2020er* 229

Dank 247

Anmerkungen 249

Die Wut und Wir

Ja, ich bin eine wütende Feministin. Was auch sonst? Gesagt zu bekommen, ich sei intelligenter, als ich aussähe. Ich könne nicht mit Technik umgehen, weil ich eine Frau sei. Im Flugzeug zu überhören, dass der Sitznachbar Angst hat, weil die Pilotin ihre Tage haben könnte. Meine Kinder täglich den Horden von Prinzessinnen, Ponys, Bauarbeitern in Büchern und Zeichentrickserien auszusetzen. Erklärt zu bekommen, dass man als Mutter den Beruf doch eigentlich ohnehin lieber aufgeben würde. Vom Kunden nach zwei Minuten Gespräch zu hören, man wolle den Chef sprechen, schließlich tue eine Frau sich mit solcher Arbeit schwer. Auf dem Heimweg im Dunkeln Angst zu haben. Das alles macht: wütend. Wahnsinnig wütend. Die Wut entsteht durch die Herabwürdigung, aber auch durch den Vergleich mit anderen. Durch die Erkenntnis, dass andere solche Situationen seltener, nie oder wenn, dann anders erleben. Durch die Einsicht, dass nicht nur individuelle Erfahrungen, sondern strukturelle Ungerechtigkeiten existieren, auf die es kaum möglich ist, zu reagieren.

Wut ist die einzig psychologisch gesunde Reaktion auf erlebte Ungerechtigkeit, auf die Einschränkung der Freiheit, auf das Erleben von Gewalt und Beschämung. Wir können sie an jedem Kind beobachten, die Wut. Auch meine Wut begann klein. Das erste Mal spürte ich sie im Kindergarten, als mir ein Erwachsener erzählte, dass Mädchen nur halb so viel wert seien wie Jungs. Es sollte ein Scherz sein, doch das wusste ich

nicht. Der kindliche Wutanfall war schnell vergessen, der Zweifel blieb.

Die Wut wird verdrängt. Klar, denn wer ständig Wut empfindet, ist nicht handlungsfähig, trifft falsche Entscheidungen. Als ich einer Freundin den Titel meines Buches verriet, sagte sie sofort: »Aber du bist doch gar nicht wütend.« Sie empfand ihn als zu negativ, zu wenig konstruktiv. Die wütende Feministin ist ein Klischee. Doch ich habe kein Problem damit, dieses Klischee aufzurufen. Als Feministin wird man ohnehin an Klischees gemessen. Ich habe häufiger die Erfahrung gemacht, dass Männer mir nach dem dritten Bier bescheinigten, dass ich ja außergewöhnlich freundlich sei für eine Feministin. Weibliche Wut wird in unserer Gesellschaft sanktioniert und trivialisiert. Wütende Frauen gelten schnell als zu emotional, ihre Wut wird kleingeredet, die dahinterliegenden Gründe gar nicht erst wahrgenommen. Nicht die wütende Feministin ist das Problem, sondern die Tatsache, dass Frauen immer noch nicht angemessen wütend sein dürfen.

Wenn mich eines motiviert, meine Zeit dem Kampf gegen Sexismus, gegen Geschlechterstereotype und strukturelle Diskriminierung zu widmen, dann ist es die Vorstellung, etwas Konstruktives aus dieser Wut zu schaffen. Und so gesellschaftliche Veränderung zu erreichen und stärker als die Wut zu sein. Feminismus ist eine mühselige Angelegenheit, die nicht selten das Gefühl erzeugt, festzustecken, an einem Ort, in einer Zeit, die sich dauernd wiederholt.

Weshalb ich oft vergesse, dass sich viel zum Positiven verändert hat in den vergangenen vierzig Jahren in Deutschland. Frauen sind in zahlreiche Berufsfelder vorgedrungen – auch wenn sie oft immer noch stark unterrepräsentiert sind, sie ha-

ben an Macht und Einfluss gewonnen. Männer müssen nicht mehr gefühllose Arbeitstiere sein, sind als sorgende Väter gesellschaftlich vielerorts erwünscht. Das Thema Sexismus und Gewalt gegen Frauen, der Mangel an Kinderbetreuung, ist von der politischen Agenda nicht mehr wegzudenken. Feminismus wurde vom Unwort zum Trendwort.

Die Frauenbewegung ist die erfolgreichste soziale Bewegung des 20. Jahrhunderts. Die Beteiligung aller ist im demokratischen Wertesystem ausdrücklich erwünscht – auf vielfältige Weise. Neben dem Engagement in Parteien spielt die politische Zivilgesellschaft eine entscheidende Rolle, um den »Willen des Volkes« zu artikulieren. Deswegen ist Feminismus zunächst eine demokratische Angelegenheit. Es geht darum, die ersten drei Artikel unseres Grundgesetzes, die sich mit Gleichheit, Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenrechten für alle befassen, in die Realität zu überführen.

Die Frauenbewegung – korrekter Frauen- und Lesbenbewegung genannt – konnte deswegen so erfolgreich sein, weil sie an die demokratischen Werte von Selbstbestimmung, Freiheit und Gleichheit angeschlossen, die Frauen bis dato verweigert worden waren. Feminist*innen waren und sind vereint in dem Bestreben, diese Werte zu leben und Wirklichkeit werden zu lassen. Was sie trennt, sind Fragen danach, wessen Erfahrungen im Zentrum der Auseinandersetzung stehen sollten, was unter diesen Werten zu verstehen sei, wie ihre Umsetzung erreicht werden kann und mit welchen Methoden.

Und doch haben weder die erzielten Erfolge noch die vielen Theorien, Methoden und Ansätze die entscheidende Wende gebracht. Der Tipping-Point zu einer wirklich geschlechtergerechten Gesellschaft wurde noch nicht erreicht. Auch

wenn alles zusammen den Weg in Richtung Zukunft weist, müssen wir jetzt als Gemeinschaft anders, zielgerichteter und pragmatischer vorgehen, um nicht noch 132 Jahre für die Gleichstellung kämpfen zu müssen. So lange braucht es laut Global Gender Gap Report, sollte die Entwicklung so voranschreiten wie bisher.

Beim Festakt zum hundertjährigen Jubiläum des Frauenwahlrechts im Deutschen Historischen Museum in Berlin, begangen im November 2018 zusammen mit Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel, fiel auf, wie selten Feminist*innen diese Errungenschaften selbst feiern. Dass sie einander eher kritisch beäugen. Gegenseitiges Misstrauen bleibt oft spürbar, dabei sollten Feminist*innen einander auf die Schulter klopfen und fragen: Wie haben wir das hingekriegt? Was ist gut gelungen? Was können wir darauf aufbauend verändern, besser machen? Stattdessen wird jede Gesetzesänderung, jeder Fortschritt recht schnell zerredet und vergessen, als neuer, weiterhin unzureichender Status quo hingenommen. Die schwach ausgeprägte Fehlerkultur unter Feminist*innen, nach der abweichende Haltungen in nur wenigen Fragen zu Spaltung oder Ausschlüssen führt, ist ein Problem, sie schwächt die Bewegung. Manche Feminist*innen wirken defizitorientiert und stark von theoretischen Konzepten geprägt, die schwer in die Praxis zu überführen sind. Beides, kritisches Denken und eine Orientierung an Visionen und Utopien, hat wichtige und positive Aspekte, führt dann aber eben oft zu Frustration und Ermüdung. Dem Gefühl, es nicht richtig zu machen. Nicht umsonst gibt es den Begriff des »Feminist Burnout«.

Das »Wir« des Titels dieses Buches, es ist unter Feminist*innen beides: ersehnt wie verpönt. Die Frauen- und Lesbenbewe-

gung der 70er Jahre wird aus heutiger Perspektive oft für das »Wir« kritisiert: »Wir Frauen«, »Gemeinsam sind Frauen stark«, das sind feministische Slogans der damaligen Zeit. Das »Wir« sei essentialistisch, biologistisch, konstruiert, mache marginalisierte Positionen unsichtbar, so lautet die Kritik, die schon in den 70ern und 80ern aus Sicht derer formuliert wurde, die in der Bewegung marginalisiert oder ausgeschlossen wurden. Wirkzusammenhänge zwischen Sexismus, Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung oder Behindertenfeindlichkeit wurden weder gesehen noch erfragt. Daraufhin gründeten Lesben eigene Zusammenschlüsse, wie etwa die Proll-Lesbengruppen, die Klassenunterschiede thematisierten. Die Lesbenbewegung ist historisch als eigene Bewegung zu verorten, zwar eng mit der Frauenbewegung verknüpft, dennoch abgegrenzt und zu weiten Teilen eigenständig. Und auch jüdische und Schwarze Frauen und Krüppel-Frauen fanden sich zusammen, um ihre Gemeinsamkeiten entlang anderer Zugehörigkeiten und Identifikationen zu klären und in politisches Handeln zu übersetzen. Insbesondere in den 90er Jahren war die migrantische Frauenbewegung sehr aktiv, als Reaktion auf den massiv zutage tretenden Rassismus nach der Wiedervereinigung.

Die feministische Bewegung als Geschichte einer einheitlichen Gruppe von *weißen*, nichtjüdischen, nichtmigrierten Mittelschichtfrauen zu beschreiben, ist also falsch. Auch wenn Angehörige dieser Gruppe dominierten und bis in die jüngste Vergangenheit für viele nicht-feministisch interessierte Personen die in der Öffentlichkeit einzig sichtbaren und damit auch vorstellbaren Feminist*innen waren. Vieles von dem, was heute unter den Begriff der Intersektionalität fällt, findet

sich in den früheren Auseinandersetzungen wieder. Auch deswegen spricht die Forschung lange nicht mehr von dem Feminismus, sondern von Feminismen.

Die *weißen* Frauen der damaligen Zeit verteidigten sich: Tatsächlich enthalte das feministische Venussymbol eine Faust, die das Symbol für Frauen, für Weiblichkeit, durchdringt, zerschlägt. Schon damals wäre es ihnen darum gegangen, ein temporäres, strategisches »Wir« anzustreben, nicht um Festschreibung von Geschlechterstereotypen oder das Unsichtbarmachen marginalisierter Positionen. Aber wirklich gemeinsam wurde selten gestritten. Die Kritikfähigkeit in Zusammenhang mit diskriminierendem Verhalten innerhalb der Frauenbewegung schien gering ausgeprägt – und ist es teilweise bis heute.

Differenzen und Bündnisfähigkeiten, beides sollte als Stärke gesehen werden: Ja, es braucht Gemeinsamkeiten und strategische Allianzen, doch es braucht genauso unterschiedliche Sichtweisen, Stärken, Praktiken und politische Ansichten: Ohne diese hätte der Feminismus nicht in die verschiedensten gesellschaftlichen Bereiche und ihre Institutionen vordringen können.

Um die Gegenwart zu beschreiben, spreche ich nicht mehr von der Frauen- und Lesbenbewegung, sondern der feministischen Bewegung. Sie umfasst alle Geschlechter, also auch trans und nicht-binäre Personen sowie emanzipierte cis Männer. Trotz kontroverser Diskussion innerhalb der Bewegung denkt und handelt ein beträchtlicher Teil der Aktivist*innen spätestens seit den 2010er Jahren geschlechterinklusiv. Und überhaupt: Feminist*in sein, das ist zunächst eine Selbstbezeichnung, keine Partei oder Privatclub.

Genauso wenig kann ich in diesem Buch dem Anspruch auf Vollständigkeit genügen: Schon das umfangreichste Werk von damals, *Die neue Frauenbewegung* von Ilse Lenz, zählt über tausend schmal gesetzte Seiten und versammelt selbst nur die wichtigsten Dokumente und Texte. Mir geht es darum, grundlegende Stimmungen und Debatten der jeweiligen Zeit zu veranschaulichen, Schlaglichter auf weniger bekannte Aspekte zu werfen und vielleicht auch mit dem ein oder anderen Missverständnis über die feministische Bewegung aufzuräumen.

Die Auswahl dessen, worüber ich schreibe, ist sehr persönlich. Sie hat damit zu tun, wen ich getroffen habe, was ich gelesen und gelernt habe. Verwechselt dieses ich bitte nicht mit dem »Wir« des Titels. Vielleicht erkennt ihr euch an der einen oder anderen Stelle wieder, vielleicht regt ihr euch über mich auf oder seht die Dinge gänzlich anders. Das ist alles in Ordnung.

Mir geht es auch darum, festzustellen, dass es nicht reicht, feministisch zu werden. Feministisch zu sein, fiel mir leicht. Ich wurde Feministin, weil mich Erfahrungen mit Sexismus über die Jahre immer mehr gestört und politisiert haben. Unterdrückungsmechanismen – Rassismus, Antisemitismus, Behindertenfeindlichkeit, um nur wenige zu nennen – anzuerkennen und zu verstehen, denen ich nicht persönlich ausgesetzt bin, das war viel schwieriger. Hier wechselte ich die Rolle, bin in der privilegierten Position. Muss mich und meine Annahmen hinterfragen, die Wut oder auch Enttäuschung der anderen aushalten. Auch das ist Teil meiner Geschichte und Teil dessen, wie sich Feminismus verändert hat.

Das Private ist politisch, wie es die Frauen- und Lesbenbe-

wegung seit den 70er Jahren immer wieder betont hat. Damit ist gemeint, dass Gesellschaftsordnungen und Machtverhältnisse sich nicht nur auf der öffentlichen Bühne abspielen, sondern auch im Privaten. Eine autoritäre, patriarchale Staatsordnung wird auch im Kleinen gelebt, in der Familie und im Freundeskreis. Doch das Politische ist auch privat, wie die US-amerikanische Soziologin Myra Marx Ferree herausgearbeitet hat: Politische Sozialisation, das ist ein Prozess, der lebenslang verläuft und in der Kindheit beginnt. Sozialer Wandel beginnt im Privaten, wird von Einzelpersonen, Familien, Freundeskreisen angestoßen. Nicht selten reagiert Politik nur auf veränderte Einstellungen der Menschen, gibt diese eben nicht durch Normen und Gesetze vor. Ich beschreibe also diesen politischen Prozess des »feministisch Werdens« exemplarisch an der Person, die ich am besten kenne: mir selbst.

Als neue Generation Feminist*innen, die seit Ende der 2000er aktiv geworden sind, wurden viele von uns sehr stark von US-amerikanischen Ansätzen geprägt. Und im direkten Vergleich mit angelsächsischen und skandinavischen Ländern fällt regelmäßig auf, dass Deutschland Jahrzehnte hinterherhängt, wenn es um Fragen von Geschlechtergerechtigkeit geht oder um Forderungen im Sinne von Intersektionalität und geschlechtlicher Vielfalt. Es bestehen nach wie vor Ängste, dass das Geschlecht als Diskriminierungskategorie in den Hintergrund gerät, wenn auch andere Formen der Diskriminierung in den Blick genommen werden. Und selbstverständlich haben auch Feminist*innen Vorurteile und können selbst diskriminieren. Sie können rassistisch, transfeindlich, antisemitisch, behindertenfeindlich, klassistisch denken und handeln, ob bewusst oder unbewusst. Gleichzeitig sind sich

immer mehr von uns darüber im Klaren, dass eine feministische Bewegung nur dann Sinn ergibt und erfolgreich ist, wenn sie sich mit den Anliegen aller FLINTA-Personen solidarisch erklärt. Das Akronym FLINTA* steht für Frauen, Lesben, intersexuelle, nicht-binäre, trans und agender Personen – für all jene, die aufgrund ihrer Geschlechtsidentität patriarchal diskriminiert werden, und ist in 2023 ein gängiger Begriff in der feministischen Bewegung.

Die feministische Bewegung der Gegenwart ist äußerst vielfältig. Sie ist in alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens vorgedrungen, hat eigene Institutionen geschaffen und sich in bestehenden etabliert. Und trotzdem stellt sie den Status quo beständig in Frage, ist laut und unbequem. Sie gibt nicht auf, auch wenn eine (geschlechter)gerechte Welt nach wie vor in weiter Ferne ist, Krisen und Rückschläge auf erfolgreiche Phasen folgen. Feminismus hat mich gelehrt, eine selbstbestimmte Frau zu sein, er hat mein Leben geprägt wie kaum etwas anderes. Und das Beste ist: Es geht immer weiter vorwärts.

**Ob Kinder oder keine,
entscheiden wir alleine**

Die 80er